

Wie kann man nach „Maus“ noch Comics zeichnen?

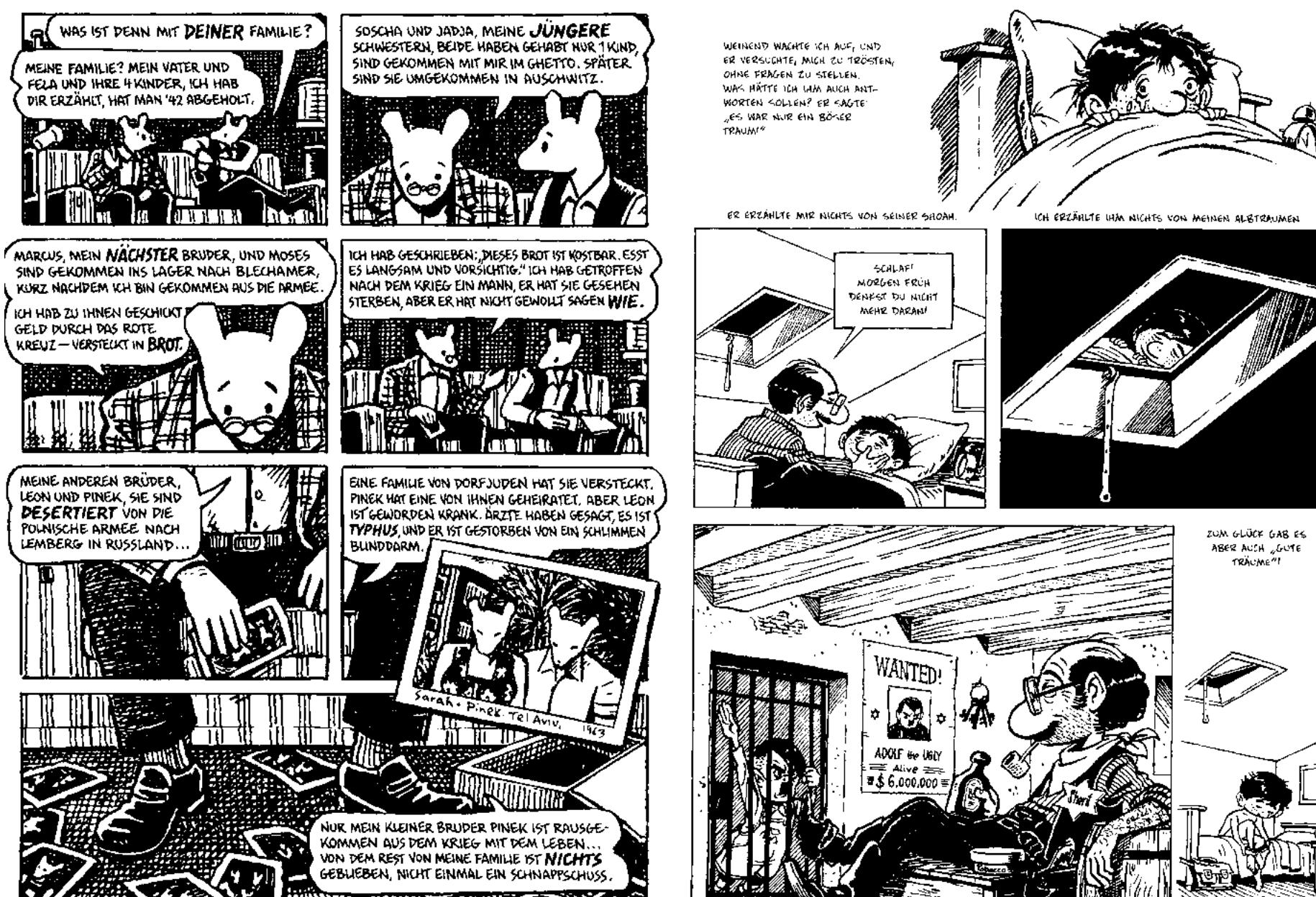
Meisterwerke schaffen auch Tabus. Muss das so sein? Michel Kichka wagt eine neue Graphic Novel aus der Sicht des Kindes eines Überlebenden der Schoa.

Ein größeres literarisches Wagnis gibt es nicht, als das Thema eines weltweit anerkannten Meisterwerks aufzunehmen. Einen Tag in Dublin beschreiben? Die Anklageerhebung gegen jemanden, der sich keiner Schuld bewusst ist? Den russischen Abwehrkampf gegen Napoleon? Den jahrelangen Aufenthalt in einem Lungensanatorium? Solche Romane würden am „Ulysses“ gemessen, am „Prozel“, am „Krieg und Frieden“, am „Zauberberg“. Und so wird Michel Kichka jetzt auf Deutsch bei Egmont erschienene Graphic Novel „Zweite Generation“ an „Maus“ von Art Spiegelman gemessen werden. Denn beide Comics erzählen vom Leben als Kinder von Überlebenden der Schoa.

Spiegelmans 1991 abgeschlossene und im Folgejahr mit dem Pulitzerpreis ausgezeichnete Geschichte gilt längst als Klassiker auf seinem Feld, und das umfasst nicht nur die Comics, sondern auch die jüdische Erinnerungsliteratur. „Maus“ erzählt nicht nur ausgiebig von den familiären Belastungen, die ein Verbrechen wie der deutsche Massenmord an den Juden noch den Überlebenden und deren Nachkommen auferlegt, nein, der Comic setzt auch die von Spiegelman über Jahre hinweg aufgezeichneten Berichte seines Vaters Vladimír an dessen Zeit im besetzten Polen und dann als Häftling in Auschwitz ins Bild. Im subjektiven Federstrich des Zeichners ist dabei alle Unsicherheit über die Zuverlässigkeit von Erinnerung und Deutung aufgehoben. Bisweilen wird sie gar durch konkurrierende Bilder explizit gemacht.

Aber darf ein solches anerkanntes Meisterwerk das Thema für alle anderen Autoren, zumal wenn sie selbst den Familien von Überlebenden entstammen, unmöglich machen? Das wäre grausam, denn wie wichtig ist es doch, sich den eigenen Traumata zu stellen. Und das hat eben vor zwei Jahren auch Michel Kichka mit „Zweite Generation“ getan, und der Untertitel seines zunächst auf Französisch erschienenen Comics benennt den Antrieb dazu überdeutlich: „Was ich meinem Vater nie gesagt habe“.

Wobei ein gravierender Unterschied zwischen dem Amerikaner Spiegelman (Jahrgang 1948) und dem in Israel lebenden Belgier Kichka (Jahrgang 1954) besteht: Als Spiegelman mit der Publikation von „Maus“ begann, war sein Vater, der die öffentliche Erinnerung an die Lager gesucht hatte, gerade gestorben, und die Mutter, gleichfalls eine Überlebende der Vernichtungslager, hatte sich schon 1968 das Leben genommen. Kichka Vater aber lebt noch, er ist mittlerweile achtundachtzig Jahre alt und immer noch als ein Zeitleiter aktiv, der über seine Erlebnisse in drei Jahren KZ-Haft berichtet, auch selbst ein Buch darüber geschrieben hat. Die Voraussetzungen waren also ganz andere: Spiegelman musste seinem Vater



Art Spiegelmans „Maus“ (links) erzählte 1991 eine Geschichte aus der Schoa. „Die zweite Generation“ von Michel Kichka wagt sich jetzt an dasselbe Thema. Fotos Rowohlt, Egmont

den Stoff abringen, Kichka sich dagegen darin mit dem Vater messen. Das ist zentral für das Verständnis beider Comics.

„Zweite Generation“ ist zudem das Werk eines Karikaturisten, keines Comiczeichners. Der Graphic-Novel-Boom der letzten Jahre hat etliche Bücher hervorgebracht, die von späten Comicdebütanten stammen, und in den besten Fällen bringen die mangelnde Vertrautheit mit der Erzählform ungewöhnliche Lösungen hervor. Das ist bei Kichka nicht so. Seinem hundertseitigen Werk merkt man den Karikaturisten noch überdeutlich an – nicht am Stil (da hat Kichka sich von französischen Vorbildern wie Gotlib, Tabary und ganz besonders von David B. anregen lassen), sondern an der Bedeutung des Einzelbildes, das nur selten in einer seitengreifenden Architektur mit anderen Panels eingebunden wird.

Die wenigen Ausnahmen wie die gespenstisch imaginäre Sicht ins Kleideratelier des elterlichen Schneiderbetriebs, der voller KZ-Uniformen hängt, oder die unweigerlich an die Vernichtungslager erinnernde, von Hochöfen, Schloten, Fördertümern und Eisenbahngleisen bestimmte Silhouette des wallonischen Industriestädtchens Seraing-sur-Meuse, in dem Kichka aufwuchs, verdanken sich gerade der graphisch-assoziativen Methode von Spiegelman. Es ist deshalb kein Wunder, dass Kichka in einem Bild, das sein Zeichneratelier zeigt, das berühmte Titelbild von „Maus“ an der Wand hängen lässt. Na-

türlich wusste er, welchem Vergleich er sich mit dem eigenen Vorhaben aussetzte.

Umso mutiger, dass er es gewagt hat. Und offenbar umso dringlicher für ihn persönlich. Darüber gibt „Zweite Generation“ Auskunft: wie befriedet die Arbeit des mittlerweile selbst fast Sechzigjährigen am Stoff des eigenen Lebens gewesen ist. Dabei spielt im Gegensatz zu „Maus“ die Erinnerung des Vaters nur insofern eine Rolle, als sie bereits dem jungen Michel vermittelt oder später dem Erwachsenen zugänglich wurde. Kichka trägt in seinem Buch also zusammen, was er bereits wusste. Spiegelmans „Maus“ hatte mit einer dreiseitigen Fassung im Jahr 1973 auf die gleiche Weise begonnen, doch daraus erwuchs dann die mehrere Jahre umfassende Recherche. Diese Geschichte eröffnet das Geschehen, die von Kichka schließt es ab.

„Zweite Generation“ ist Kompensation für den nie erfüllten Wunsch seines Vaters, der Sohn möge ihn auf einer der zahlreichen Zeitzeugen-Reisen nach Auschwitz begleiten. Spiegelmans Vater wäre nie auf den Gedanken gekommen, dort noch einmal hinzufahren. „Maus“ erzählt von Kampf mit einer Verweigerung des Erinnerns, „Zweite Generation“ von der Wiedergutmachung für die Verweigerung von Interesse.

Deshalb beruht Kichkas Auseinandersetzung mit dem Schicksal seines Vaters inhaltlich vor allem auf dessen Entschluss, sich nach der Gewährung einer

belgischen Rente für die Überlebenden der Schoa früh aus dem Beruf zu verabschieden und sein Leben fortan ebender Erinnerung zu widmen. Für Vladimír Spiegelman gab es einen ähnlich gravierenden biographischen Einschnitt, er bestand jedoch im Schock über den Suizid seiner Frau, und dieses Ereignis führte nicht den Überlebenden selbst, sondern seinen Sohn Art an das Thema heran. Das wiederum vereint die zeichnenden Söhne: Auch Michel Kichka wurde sich der Bedeutung der Schoa für sein eigenes Schicksal erst richtig bewusst, als sein jüngerer Bruder Charly, der selbst schon eine Familie gegründet hatte, sich für alle überraschend das Leben nahm.

Und doch könnten auch beide Väter Brüder sein, so sehr gleichen sich die Verbindungen und Überempfindlichkeiten, die sie in der Lagerzeit ausgebildet und unter denen die jeweiligen Familien zu leiden haben. Das noch einmal, aber in ganz anderer familiärer, nationaler, sozialer Konstellation vorgeführt zu bekommen macht das geradezu beklemmende Gefühl der Lektüre von „Zweite Generation“ aus. Diese Ähnlichkeit relativiert die Bedeutung von „Maus“ nicht, sie verstärkt die Wahrnehmung der Pionierrolle Spiegelmans nicht nur als graphischer Erzähler, sondern auch als Psychologe.

Und das wird noch deutlicher, wenn man sich andere seit 1991 erschienene autobiographische Bildergeschichten an-

sieht, die „Maus“ weniger nahe sind als Kichkas Buch, aber auch das Thema der Belastung von Kindern der Überlebenden aufzunehmen. Die 1942 in Budapest geborene und gemeinsam mit ihrer Mutter der Schoa entkommene Miriam Katner hat in der Graphic Novel „Allein unter allen“ 2006 aus Familienerzählungen die Geschichte des eigenen Entkommens rekonstruiert und zugleich daraus ihr Misstrauen gegen die Vorstellung eines Gottes begründet. Und Bernice Eisenstein, geboren 1949 in Toronto, publizierte im selben Jahr ihr Buch „Ich war das Kind von Holocaustüberlebenden“ – keine Graphic Novel, aber durchsetzt mit Illustrationen und Comicsequenzen, womit auch sie sich einreicht ins Bemühen, durch die höchst subjektive Darstellung als gezeichnete Erinnerung die prinzipielle Fragwürdigkeit aller Versuche, vom Unsagbaren zu sprechen, zum Ausdruck zu bringen.

Michel Kichka kann für „Zweite Generation“ auf solche Vorrarbeiten zurücksehen und sie voraussetzen. Darum ist sein Beitrag ein freierer, auch witziger, zynischer. Sein Buch weckt zwar nicht mehr Verständnis für die Elterngeneration als die anderen, es zeigt sie aber doch als souveräne Sachwalter ihres Schicksals, als es Spiegelman je gegenüber dem eigenen Vater eingefallen wäre. Man könnte auch sagen: In „Maus“ bleiben Vater und Sohn sich fremd, in „Zweite Generation“ versöhnen sie sich. Das war das Wagnis wert. ANDREAS PLATTHAUS

Nirgendwo in Afrika

Die Bestsellerautorin Stefanie Zweig ist gestorben

Die Schriftstellerin Stefanie Zweig, die mit ihrem Roman „Nirgendwo in Afrika“ weltberühmt wurde, ist tot. Sie starb, wie ihr Neffe am Sonntag bekanntgab, bereits am Freitag im Alter von 81 Jahren in Frankfurt am Main.

Als Kind jüdischer Eltern, geboren am 19. September 1932 in Löbischütz in Oberschlesien, hatte Stefanie Zweig die Zeit nationalsozialistischer Herrschaft in Deutschland auf einer Farm in Kenia überlebt. Dorthin hatten die Zweigs 1938 im letzten Augenblick fliehen können. Doch schon 1947 kehrte die Familie nach Frankfurt zurück, wo Stefanie Zweig ab 1959 als Kulturredakteurin bei der Abendpost/Nachtausgabe arbeitete. Dort leitete sie das Kulturredaktion von 1963 bis 1988.

Mit dem literarischen Schreiben begann Stefanie Zweig erst in den späten siebziger Jahren. Die Erfahrung der Emigration und der Rückkehr nach Deutschland, der Entwurzelung und der Heimsehnsucht nach der Farm und dem Land der Kindheit lag fast allen ihren Romanen zugrunde. Ihr erster Afrika-Roman „Ein Mundvoll Erde“ erschien im Jahr 1980, „Nirgendwo in Afrika“ kam 1995 heraus und wurde ein Welterfolg. Die Regisseurin Caroline Link verfilmt die Vorgänge in „Nirgendwo in Afrika“ und gewann damit im Jahr 2003 den Oscar für den besten nichtenglischsprachigen Film. Die Romanfortsetzung „Irgendwo in Deutschland“ erschien 1996, aber Afrika blieb das große Thema zahlreicher ihrer Bücher. Erfolgreich war Stefanie Zweig auch mit ihren Kinder- und Jugendbüchern, in denen Tiere eine besondere Rolle spielen: „Hund sucht Menschen“ oder „Katze fürs Leben“ sind nur zwei der Titel aus diesem Teil ihres Werks. Aber auch das Haus in der Frankfurter Rothschildallee, in das ihre Familie zurückkehrte und in dem sie bis zum Schluss lebte, wurde Buchthema für sie. In ihrer Autobiographie „Nirgendwo war Heimat“ erzählte sie im Jahr 2012 noch einmal von der Flucht aus Oberschlesien nach Kenia und ihr „Leben zwischen zwei Kontinenten“, wie es im Untertitel ihres letzten Buches heißt. F.A.Z.



Unter Papageien: Stefanie Zweig in ihrer Frankfurter Wohnung Foto Laif

Vor diesen Stimmen sollten wir niederknien

Wer singt und tanzt im Hintergrund, damit die Stars leuchten? Der oscarprämierte Dokumentarfilm „20 Feet from Stardom“ stellt sie vor

away“ herausschreit, dann wird eine Seele hörbar, die stumm bleibt, wenn Mick Jagger dieselbe Zeile singt.

Dass in der ersten Studioaufnahme dieses Songs nicht Lisa Fischer, sondern Merry Clayton den Part gesungen hat, gehört zu den nicht so bekannten Umständen, von denen dieser Film erzählt. Und wenn Lisa Fischer sich im Gespräch vor Merry Clayton und ihrem Schrei verbreut und sagt, sie hätte versucht aufzunehmen, was eine Emotion in diesem ersten „Rape! Murder!“ steckte, dann ist das einerseits ein sehr bewegender Augenblick, in dem sich

die beiden großen Sängerinnen um den Hals fallen. Und gleich darauf, bevor der Augenblick sich ins Sentimentale dehnt, wird daraus eine Anekdote: weil Merry Clayton erzählt, wie es zu dieser Studioaufnahme mitten in der Nacht kam, wie sie, mit Lockenwicklern im Haar, als die Stones anriefen, ihren Pelz übers Nachthemd geworben habe und ins Studio gefahren sei, und dort dann diesen Schrei getan habe, *once and for all*, weil sie schnell wieder ins Bett wollte. Mick Jagger bestätigt die Geschichte. Und er sagt auch, er könne sich nicht vorstellen, sein Leben lang

huhu zu singen. Sting sagt es kritischer: Es geht nicht allein um Talent. Es geht vor allem um die Umstände, das Schicksal, darum, Glück zu haben – und dann sagt er: die Besten kommen damit klar. Auch wenn es nicht klappt, meint er. Und die Frauen, in deren Gesellschaft wir diese neunzig Filminuten verbringen, sind alle damit klargekommen. Sie klagen nicht, geben sich keiner Weinenheit hin. Auch nicht Darlene Love, die lange mit Phil Spector sang, und einige Jahre als Putzfrau arbeiten musste, um ihre Kinder zu ernähren. Lisa Fischer hat es versucht, und auch einen Grammy gewonnen, aber nach dem ersten Erfolg ging es nicht weiter, und heute sagt sie, sie wolle singen, Musik machen, das sei das Wichtigste. Merry Clayton ist zurück zu ihren Anfängen gegangen, als sie in der Kirche Gospel sang.

Dieser Film ist eine Hommage an eine Handvoll großartiger Frauen, die einen ganzen Berufsstand repräsentieren. Es hätte ein bisschen kritischer zugehen können, etwas weniger konventionell. Wir hätten etwas mehr über die Mechanismen der Musikindustrie erfahren können, mit etwas mehr analytischem Handwerkzeug wäre sicher eine informativere Dokumentation zustande gekommen. Aber vielleicht keine, die uns mit der Begeisterung der Filmmacher für diese Frauen derartig mitreißt. Es gibt jede Menge Musik aus den letzten fünfzig Jahren zu hören, und immerhin erfahren wir auch von einigen rassistischen und sexistischen Schweinereien im Musikgeschäft. Wir hatten es nicht anders erwartet. Vor allem aber hören wir diese Stimmen einer Handvoll Frauen und einiger weniger Männer, die singen können und wollen, als gäbe es kein Morgen.

VERENA LUEKEN



Superfrauen: Jo Lawry, Judith Hill und Liza Minnelli in „20 Feet From Stardom“, der jetzt in den deutschen Kinos kommt. Foto AP

Zähe Kunstrichter

Heine-Brief für Heine-Institut

„Ich weiß sehr gut, dass Gedichte in diesem Augenblick kein großes Publikum ansprechen und daher als Verlagsartikel nicht sonderlich geliebt seyn mögen“, schreibt Heinrich Heine am 7. November 1820 „Seiner Wohlgeborenen dem Herrn F. A. Brockhaus in Altenburg“ und bietet ihm ein Manuskript mit dem Titel „Traum und Lied“ an: „Ich wünschte sehr, dass Sie selbst mein MSS. durchlesen möchten, und bey Ihrem bekannten richtigen Sinn für Poesie bin ich überzeugt, dass Sie wenigstens der ersten Hälfte dieser Gedichte die stärkste Originalität nicht absprechen werden.“

Hatten diese ihm, so der damalige Göttlinger Jurastudent Heine weiter, doch „auch die zähsten Kunstrichter“ zugestanden: So „mein Meister A.W. v. Schlegel, welcher ... meine Gedichte mehrmals kritisch durchhechelt, manche Auswüchse derselben hübsch ausmerzt, manches Schöne besser aufstutzt, und das Ganze, Gott sei Dank, ziemlich lobt“. Indes, genutzt hat es nicht. Heine fand mit dem ersten Brief, in dem er seine Manuskripte – die Auswahl durfte mit der der ersten Publikation „Gedichte“ (1821), weitgehend identisch gewesen sein – einem Verleger angetragen hat, kein Gehör.

Der mit seinen Konversationslexika erfolgreiche Brockhaus hat abgelehnt oder, ein Antwortbrief ist nicht überliefert, gar nicht reagiert. Der Inhalt des Briefs war schon lange bekannt, doch konnte das Autograph erst kürzlich, auf einer Auktion des Berliner Kunsthauses Stargardt, für das Heinrich-Heine-Institut in Düsseldorf erworben werden. Für insgesamt 28 000 Euro, die die Heine-Gesellschaft aufgebracht hat.